

**ANNA LUX
JONAS BRÜCKNER**

NEON /GRAU

**1989 und ostdeutsche
Erfahrungsräume im Pop**

**ANNA LUX
JONAS BRÜCKNER**

NEON / GRAU

**1989 und ostdeutsche
Erfahrungsräume im Pop**

VERBRECHER VERLAG

Zwischen Neon und Grau schimmern die vielen Geschichten über 1989/90 und den Osten mit all seinen Widersprüchen und Konflikten. Popkultur erzählt davon, im Gangsta-Rap aus Ostberlin, in Romanen über die brandenburgische Provinz, in Filmen über Aufbrüche und Abbrüche.

NEON/GRAU fügt diese Geschichten zusammen und bringt sie miteinander ins Gespräch – über Freiheiten und Verluste, Zugehörigkeit und Ausgrenzung, Jugend und Gewalt, ländliche Räume und Geschlechterverhältnisse.

Die Beiträge ergänzend kommen zu Wort: Hendrik Bolz, Marion Brasch, Paula Fürstenberg, Aelrun Goette, Max Hertzberg Harald Homann, Katharina Kollmann (aka Nichtseattle), Grit Lemke, Maren Möhring, Daniel Peisker (Astro Ritter Kollektiv), Vũ Văn Phạm, Manja Präkels, Peggy Piesche, Masha Qrella, Tucké Royale, Regina Scheer und Bettina Wilpert.

Anna Lux (*1978) ist promovierte Historikerin. Sie hat zu Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte geforscht und ist seit einigen Jahren im Feld der populären Geschichtskultur unterwegs. In Freiburg/Breisgau arbeitet sie in dem Verbundprojekt »Das umstrittene Erbe von 1989«, eine Kooperation zwischen den Universitäten in Leipzig und Freiburg.

Jonas Brückner (*1989) ist Kulturwissenschaftler und lebt in Leipzig. Er arbeitet an Übergängen von Forschung und Vermittlung zu Geschlechtergeschichten, Männlichkeitsforschung und (postsozialistischen) Erinnerungskulturen.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2025
Gneisenastr. 2a, 10961 Berlin
info@verbrecherei.de
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag GmbH 2025

Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck
Satz: Christian Walter

ISBN 978-3-95732-613-3

Printed in Germany

Der Verlag dankt Lena Labusch und Jacob Ludwig.

Auftakt / Gespräch	7
1. 1989 itself	27
Über Flucht und Was-wäre-wenn?, 1989 als umstrittener Erinnerungsort und Geschichte(n) erzählen	
DREI FRAGEN AN ...	
Marion Brasch	46
Aelrun Goette	47
Paula Fürstenberg	50
2. Unser Land verschwand so schnell	53
Über Verluste, Verwesungsgestank und einen erinnerungskulturellen Zombie	
DREI FRAGEN AN ...	
Harald Homann	80
Daniel Peisker vom Astro Ritter Kollektiv	82
3. Utopie	85
Über tausend Aufbrüche, einen Verfassungsentwurf und Leerstellen	
DREI FRAGEN AN ...	
Masha Qrella	95
Regina Scheer	97
4. Nationale Zugehörigkeiten in der ost-westdeutschen Mehrheitsgesellschaft	101
Über ost-westlinke Missverständnisse, Suche nach gemeinsamen Erzählungen und Aufbrechen der Einheitsfiktion	
DREI FRAGEN AN ...	
Manja Präkels	138
Peggy Piesche	139

5. Das ethnokulturelle Projekt »Deutsche Einheit«	143
Über Fremdsein im eigenen Land, relationale Zugehörigkeiten und die dicken Bretter des Perspektivwechsels	
DREI FRAGEN AN ...	
Vũ Văn Phạm	185
Maren Möhring	186
6. »Wir ziehen Freiheit auf Lunge« – Jugend und Umbruch	189
Über Partys und Diskonebel, Seelenfänger und Baseballschlägerjahre	
DREI FRAGEN AN ...	
Katharina Kollmann aka Nichtseattle	216
Hendrik Bolz	218
7. Angry Underdogs und lost Schlüsselkinder	221
Über ostdeutsche Männlichkeiten in Geschlechterverhältnissen	
DREI FRAGEN AN ...	
Bettina Wilpert	255
Tucké Royale	257
8. Das Odeur der Ödnis. Perspektiven auf den ländlichen Raum	261
Über Peripherisierung, Bushaltestellen und die Frage: Gehen, Bleiben, Wiederkommen?	
DREI FRAGEN AN ...	
Grit Lemke	277
Max Hertzberg	279
Outro	281
Let's talk about 89/90. Ein historischer Überblick	287
Danksagung	313
Quellen- und Literaturverzeichnis	315

AUFTAKT / GESPRÄCH

Treffen sich zwei, arbeiten vier Jahre zusammen in einem Forschungsprojekt und entscheiden am Ende, ein gemeinsames Buch über das Gelesene, Gedachte und Besprochene zu schreiben. Beide sind Akademiker*. Schnell wird klar, das Buch soll kein Sammelband, keine Monografie, kein Wissenschaftsbuch im engeren Sinne sein, sondern anders. In der Form, im Ton, aber auch im inhaltlichen Zugriff. Das Material, mit dem sie arbeiten, ist (Pop-)Kultur, sind Romane, Spielfilme, Musik. Der inhaltliche Schwerpunkt ist »das umstrittene Erbe von 1989« und der Osten mit seiner komplexen Geschichte seit 1990.

Sie arbeiten, recherchieren und schreiben, und in den vielen Mittwochsgesprächen im Jimmy Orpheus, einem Café im Leipziger Westen, wird immer wieder deutlich, wie vielgestaltig der Blick auf »den Osten« sein kann und wie unbefriedigend, auch ermüdend Debatten sind, die nach der einen Antwort suchen. Auch wird deutlich, wie Herkunft und Sozialisation den eigenen Blick schärfen können und wie produktiv es ist, sich darüber auszutauschen. Am Anfang dieses Buchs steht daher ein Gespräch zwischen uns, entstanden per Mail während der Arbeit am Buch. Darin geht es um persönliche Beobachtungen und aktuelle Debatten sowie um die Frage, wozu braucht es dieses Buch.

* Wir haben uns bewusst dafür entschieden, nicht einheitlich zu gendern, sondern auch hier eine Varianz im Reden über ostdeutsche Erfahrungsräume, unterschiedliche Personen und Kontexte abzubilden.

Vom Wind der Geschichte angeweht

Anna: Hey, magst Du mir nochmal erzählen, wie das war, als Du das erste Mal in Leipzig in das »Lichtfest«* geraten bist? Irgendwie bilde ich mir ein, dass das bei Deinem ersten Besuch in der Stadt war, aber vielleicht romantisierst Du das auch ...

Jonas: Mein erstes »Lichtfest« hab ich noch gut in Erinnerung, das war 2009 und nur wenige Wochen, vielleicht sogar nur Tage, nachdem ich zwecks Studiumsaufnahme nach Leipzig gezogen war. Dabei weiß ich gar nicht mehr genau, welchen Eindruck ich da hatte oder was ich empfunden hab, ist ja inzwischen auch schon gut 13 Jahre her. Was ich noch weiß, ist, dass ich diese »89« mit beleuchteten Fenstern im Uni-Hochhaus (sagt man das eigentlich noch?) eindrücklich fand und auch fotografiert hab. Irgendwie beeindruckend gefunden hab ich das wohl schon. Es waren auch ziemlich viele Leute auf dem Augustusplatz. Ich weiß auch nicht mehr, wie und warum ich da hingekommen bin – zufällig vorbeigekommen oder doch mitbekommen? Ich erinnere mich jedenfalls nicht, irgendwelches Infomaterial, Reden oder Programmpunkte mitgenommen zu haben.

Ich glaube auch, dass ich danach noch ein Stück über den Ring mitgelaufen bin und mich das unbestimmt bewegt hat – so ein Hauch von bedeutungsschwangerer und geschichtsträchtiger Massenerfahrung, die mich da angeweht hat. Aber ich bin mir tatsächlich nicht mehr sicher, ob ich das da nachträglich reinlege. Worin ich mir relativ sicher bin, ist, dass ich nicht das Gefühl hatte, dass das was mit mir zu tun hat. Ich wusste sicher grob um die Montagsdemos in

* Das »Lichtfest« ist eine zwischen Event und Gedenkveranstaltung changierende Veranstaltung und findet seit 2009 anlässlich der ersten großen Montagsdemo am 9. Oktober 1989 in Leipzig statt.

Leipzig und worum es bei der Veranstaltung geht, woran gedacht wird. Aber ich bin wohl nicht auf die Idee gekommen, dass das was mit »meiner« Geschichte beziehungsweise meiner DDR-Familienherkunft zu tun haben könnte. Dabei lag das zu diesem Zeitpunkt nicht unbedingt an dem »Lichtfest« selbst oder einem bewussten Urteil darüber meinerseits, sondern eher daran, dass der ganze Komplex DDR/Umbruch/Ostdeutschland in meiner Familie (und auch in der Schule) kaum eine (ausgesprochene) Rolle gespielt hatte und ich bis dahin gar keinen Anlass gesehen hatte, mich damit zu beschäftigen. Das kam dann erst im Laufe des Studiums. Rückblickend finde



Schwer zu übersehen: Das erste Leipziger Lichtfest 2009 (Foto: privat)

ich es ein bisschen witzig, dass ich damals so halb zufällig und relativ unbedarft in die Premiere dieses ja durchaus bedeutsamen Stücks sehr spezieller Leipziger Erinnerungskultur reingestolpert bin – und das mit meinem Ankommen in der »Heldenstadt« zusammengefallen ist. Wie Du weißt, hab ich ja dann erst im Laufe des Studiums angefangen mich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Wobei das »Lichtfest« selbst dazu nicht der Anlass war. Tatsächlich muss ich gestehen, dass ich seitdem auch bei keinem einzigen der folgenden »Lichtfeste« anwesend war. Meine eigene Auseinandersetzung mit diesen DDR-/Ossi-Themen hatte ihren Anteil daran, dass die städtischen Jubiläumsfeste in dieser Form gerade nicht einladender für mich wurden. Dabei mag eine Rolle gespielt haben, dass die bürgerlichen Freiheiten, die 89 unter anderem in Leipzig erkämpft wurden, für mich eine Selbstverständlichkeit waren. Freiheiten, die es mir auch ermöglicht haben, mich mehr mit dem zu beschäftigen, was in dieser Erfolgserzählung alles nicht vorkommt und was der Umbruch alles für negative Konsequenzen hatte. Da war ich wohl lange undankbare Nachfolgegeneration.

Aber warst Du damals eigentlich anwesend – oder auf folgenden »Lichtfesten«? Wenn ja, wie fandest Du das denn?

Anna: Dank Dir für die ausführliche Antwort. Bei vielem habe ich gedacht, witzig, aber irgendwie auch komisch: Bei mir war's ganz ähnlich. Vielleicht hängen wir aber einfach auch schon zu lange zusammen rum, so dass sich die Erinnerungen und Erzählungen angleichen.

Egal, im Konkreten wird's nämlich dann doch verschieden: Nein, ich war 2009 nicht beim »Lichtfest«. Und hätte es auch nicht gewollt. Denn, und da bin ich wieder bei Dir, ich hatte nicht das Gefühl, dass diese Form von Event irgendetwas mit mir, meiner Familie, meiner Geschichte zu tun hat. Ich fand die Kerzen befremdlich (und sah in ihnen eine Reduktion auf die kirchliche Opposition). Und

auch die Worte und Wendungen, mit denen über die Ereignisse gesprochen wurde, sprachen mich nicht an. Ich verstand sie als eine durchaus legitime Sicht auf Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik – es kamen ja durchaus viele Menschen – und ich hatte keine explizite Gegengeschichte parat. Aber eben: Meine Geschichte war es nicht.

Zu Hause haben wir in den ersten Jahren nach 1989/90 viel über die DDR und den Umbruch gesprochen, es war ja unsere Gegenwart. Zugleich kamen wir dabei nicht gut zusammen. Meine Mutter, die Kämpferin, die sich in der DDR von niemandem etwas sagen ließ und dafür die Konsequenzen zu tragen hatte, konnte mit meinen Erinnerungen an die DDR, die im Alltag von Beengtheit, Angst und Bevormundung geprägt waren, wenig anfangen. Als ich ihr einmal sagte: Die DDR war doch Mist, mit Dir als Mutter hätte ich auf keinen Fall studieren können, sagte sie: Du wärst trotzdem Deinen Weg gegangen. Ich fand das damals ignorant.

Heute verstehe ich besser, dass wir mit unterschiedlichem Blick auf dieses Land schauten, darauf, was die DDR für uns war und vielleicht einmal sein sollte. Meine Mutter glaubte an eine bessere Gesellschaft und war enttäuscht über die Entwicklungen, die der Herbst 1989 und das Frühjahr 1990 nahm. Ich sah das »große Andersrum« als eine Chance und ein Mehr an Freiheit, weniger Angst und Bevormundung. Zugleich war die DDR natürlich einfach das Land, in dem ich aufgewachsen bin, meine Normalität, deren Regeln ich kannte. Eine Kindheit mit Freunden, einer großen Wohnung, Freiheiten im Kleinen, der Möglichkeit, durch die Gärten und Abrisshäuser zu streunen, Zeit zu haben.

Doch zurück zum »Lichtfest«. In den 90er Jahren und noch in den Nullerjahren gab es also ein Reden über DDR und 1989 im Privaten, das eher konfliktreich war. Von der Deutung her sind es eher Verlust-, mindestens Ambivalenzerzählungen. Und dann gab es diese »Lichtfest«-Wahrheit, die im Grunde der offiziellen Erzählung von

1989 entspricht, wie sie in Schulen, Museen vermittelt wird. Und die ist halt ziemlich eindeutig eine Erfolgserzählung.

Als ich 2020 dann doch und zum ersten Mal auf dem »Lichtfest« war (im Rahmen unseres Forschungsprojekts »Das umstrittene Erbe von 1989«*), war ich beeindruckt, wie viele Menschen da waren. Leipziger und Leipzigerinnen. Auch viele Familien. Die Kerzen haben mich immer noch irritiert. Aber von Nahem hatten sie nicht mehr nur diese religiöse Dimension, sondern waren auch einfach ein Licht, etwas Schönes, das es mit den Händen gegen den Wind zu schützen gilt. Die Kerzen in der Hand verlangsamten die Bewegungen der Menschen, machten sie umsichtiger, vorsichtiger im Gang, in der Gestik. Das gefiel mir. Und als wir dann um den Ring liefen, ging es mir ähnlich wie Dir: Auch mich wehte dieser Hauch von bedeutungsschwangerer und irgendwie geschichtsträchtiger Erfahrung an. Allerdings weniger in Bezug auf die Massenerfahrung. Eher löste das gemeinsame Nachmachen bei mir tatsächlich körperlich die Erinnerung an den Herbst 1989 aus, als ich elfjährig mit um den Ring gelaufen bin. Ich erinnerte wieder diese Ungeheuerlichkeit, etwas zu tun, was bis dahin nicht einmal denkbar gewesen war, an diese Mischung aus Angst und der Überwindung der Angst, an Wirkmächtigkeit und Müdigkeit. Das hat mich doch sehr überrascht und beeindruckt. Ein Fan vom »Lichtfest« bin ich dennoch nicht. Aber die Kraft des Nachfühlers beim Verstehen von Geschichte und beim Auslösen von Erinnerungen, das halte ich für etwas Gutes und Produktives. Und das reizt mich auch an unserer Arbeit mit dem, was

* Das Forschungsprojekt „Das umstrittene Erbe von 1989. Aneignungen zwischen Politisierung, Popularisierung und historisch-politischer Geschichtsvermittlung“ ist ein interdisziplinärer Verbund, der an den Unis Leipzig und Freiburg/Br. angesiedelt ist. Er wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) zwischen 2018 und 2025 gefördert. Informationen unter www.erbe89.de

wir populäre Geschichtskultur nennen. Das hat Potenzial, Türen zu öffnen.

Jonas: Witzig, dass wir trotz durchaus unterschiedlichen Vorgehens mit dem »Lichtfest«, erstmal wertfrei gesagt, nicht so viel damit anfangen können. Etwa, weil man so einer bruchlosen Einheits-, Freiheits- und Erfolgsgeschichte nicht so ohne weiteres zustimmen kann oder weil man, in meinem Fall 2009, noch gar keinen Bezug zu dieser Geschichte hatte.

Eindrücklich fand ich auch Deine Schilderung von der »körperlichen Erinnerung« an 1989, wo eben sowohl Mut, ein Empowerment, als auch Angst und auch einfach Müdigkeit da waren. Mich erinnert das an die Erzählung meiner (alleinerziehenden) Mutter zum Herbst 89 in Ostberlin, als meine Schwester und ich gerade erst geboren waren. Sie berichtet sinngemäß: Klar war da die Möglichkeit, dass es eskaliert, und ich bin mit euch beiden, gerade erst wenige Monate alt, natürlich nicht auf die Demos gegangen. Keine Helden-geschichte, jedenfalls nicht für den Systemumsturz. Da war die le-benselementare Sorge halt wichtiger. Was den Mut derjenigen auf der Straße nicht relativieren soll – es ist einfach eine weitere Perspektive.

Anna: Die Erzählung über Deine Mutter hat mich berührt und ich kann das sehr gut verstehen – heute, wo ich selbst Kinder habe, aber auch damals. Denn als Kind habe ich mir natürlich gewünscht, dass meine (ebenfalls alleinerziehende) Mutter nicht auf die Demos geht. Zugleich finde ich diese Heldeninszenierungen zu 1989 generell zwiespältig, zumal wenn man sieht, dass viele der Oppositionellen ja eigentlich was anderes wollten (Stichwort: demokratischer Sozialismus). Dass sie dann später für ihren Mut ausgezeichnet, aber ihre damaligen Utopien geschichtspolitisch ignoriert wurden, ist bitter. Ich würde mir Debatten wünschen, die Mut und Widerspruch

gegen das Engstirnige in der DDR würdigen, doch immer auch für die Zweifel, Ängste und Krisen in der Zeit Platz lassen.

Im Übrigen musste ich bei Deiner Erzählung generell an die Bedeutung von Frauen bei den Umbruchsprozessen von 1989 denken. Als Frauen und nicht selten alleinerziehende Mütter standen sie oft in einer anderen, vielleicht doppelten Verantwortung: in Bezug auf ihr eigenes Handeln, aber auch mit Blick auf ihre Zukunft (und die ihrer Kinder). Leider war es im öffentlichen Diskurs und auch in der Forschung lange ähnlich wie bei 1968. Auch 1989 wurde lange vor allem aus der Perspektive von Männern erzählt.

Neon/Grau oder Warum dieses Buch?

Anna: Bei der Suche nach einem passenden Titel haben wir es uns ja alles andere als leicht gemacht. Jetzt mit bisschen Abstand: Was sind Deine Assoziationen zu Neon/Grau?

Jonas: Oh, ich muss vor allem an die Schwierigkeit denken, einen catchy Titel zu finden, wenn das Projekt im Aufzeigen von Ambivalenz und Vielstimmigkeit besteht. Aber klar, manchmal isses hilfreich, on point zu sein. So ein Farbverlauf zwischen wild-gedankenlosem Feier-Neon und ebenso realem wie klischeehaftem Grau auf den Fassaden und in den Gemütern ist ein Versuch, dem zu entsprechen.

Anna: Das trifft's gut, Neon/Grau als Vexierspiel von Vorstellungen und Zuschreibungen. Grau nicht nur als trist, sondern auch im Sinne von Grautönen und Nuancen. Neon als Un-Farbe und grell um des Grell-sein-Willens und zugleich Farbe einer historischen Zeit, der 80er, die sich in die 90er Jahre verlängern. Neon/Grau steht für mich zudem für einen, pathetisch gesprochen, farb gewordenen Gegenentwurf zu den Debatten über den Osten. Hier dominieren



Woran wird erinnert? Alltagsszene in Leipzig, Frühjahr 1990 (Foto: Maria Notbohm)

aktuell vor allem die lauten Stimmen mit klarer Message. Wenn etwa Dirk Oschmann den Osten als eine Erfindung des Westens inszeniert und damit die Schuld an dem, was schief läuft, im Westen sucht. Oder wenn Ilko-Sascha Kowalczuk qua Gegenerzählung die Ostdeutschen als bis heute im Grunde überfordert beschreibt – mit dem Geschenk der Demokratie, mit dem »Freiheitsschock« von 1989. Es sind Erzählungen, die von Zuspitzung, Eindeutigkeit, der großen These leben und die über zu einfache Gegensätze funktionieren. Oder zumindest sind es doch diese Vereinfachungen und Gegensätze, die in der öffentlichen Debatte hängen bleiben. Doch, so schon Steffen Mau sinngemäß: Wer in der ostdeutschen Debatte einseitig nach Schuld fragt, ist auf dem Holzweg.

Ich hab mich oft gefragt: Waren wir nicht schon weiter? Was ist denn mit all den klugen, differenzierten Studien, die auf die

Komplexität der historischen Prozesse verweisen? Was mit den sensiblen, Ambivalenzen ausbalancierenden Romanen und Spielfilmen über die Wendezeit? Beide haben doch die Krisen, Konflikte, auch Kränkungen aufgegriffen, erzählt und analysiert. Und doch dominieren aktuell die einfachen Antworten. Wir haben darüber während der Arbeit am Buch ja immer wieder gesprochen, auch darüber, was wir anders machen wollen. Was machen wir denn anders?

Jonas: Zu der Frage ist mir kürzlich Ursula K. Le Guin übern Weg gelaufen. Die ist vor allem als feministische Sci-Fi-Autorin bekannt, hat sich aber auch theoretisch mit Erzählen beschäftigt. In ihrer »carrier bag theory of fiction« gehts grob gesagt darum, dass man Heldengeschichten erzählen kann, wo herausragende Persönlichkeiten (in der Regel Männer) ruhmreiche Kämpfe um Leben und Tod, Sieg oder Niederlage führen. Oder man betrachtet Erzählen als ein Sammeln von Haferkörnern, Rinde, Blättern, wie sie es bildlich ausdrückt, von essbaren, schönen und nützlichen Dingen. So ein Sammeln ist erstmal nicht so spektakulär wie der Kampf auf großer Bühne, aber es ist mindestens genauso überlebenswichtig und bereichernd. Genauso wie sich der Inhalt der »kulturellen Tragetasche« erst in seiner Vielfältigkeit und dem Teilen seine Wirkung entfaltet.

Nun schreiben wir keine Fiction, aber die Metapher macht auch für unser Buch Sinn. Übertragen auf die ostdeutschen Erfahrungen heißt das: Klar kann auch die Geschichte von der Erfindung des Westens oder der Freiheitsschock mit in die Tüte, aber eben auch die vielen, vermeintlich kleineren oder weniger sichtbaren Geschichten vom Familientisch auf dem Lande, von den verschwommenen Partynächten, von der vielen Gewalt, die einfach scheiße war, oder den Träumen, die dann einfach erstmal keine Rolle mehr gespielt haben. Das packen wir alles ein und dann im Idealfall an einem gemeinsamen Esstisch wieder aus. Und dabei können wir ins Gespräch kommen. Was wir damit nicht liefern, ist, den Osten auf einen einfachen Nenner,

auf eine Heldengeschichte, zu bringen. Aber das Leben ist nun mal auch die meiste Zeit keine Heldengeschichte.

Anna: Das ist aber ein schönes Bild: die »kulturelle Tragetasche«, die am gemeinsamen Esstisch wieder ausgepackt wird. Nehme ich mit. Und so wie Du, würde ich auch sagen, dass es die verschiedenen Geschichten sind, von denen wir im Buch erzählen wollen. Von 1989/90 ff. als Geschichte der Vielen.

Ich finde noch einen zweiten Punkt wichtig, wenn es darum geht, was wir im Buch anders machen. Ich fand es sehr produktiv, mit Dir immer wieder darüber nachzudenken, welchen Einfluss eigentlich die persönliche Prägung auch für uns Forscherinnen darauf hat, welche Themen man auswählt, welche Fragen man stellt. Für mich wurde es im Kapitel über Verluste tricky. Erst beim Schreiben wurde mir so richtig bewusst, wie komplex die Sache ist. Wie sehr das Thema in die Vorgeschichte geht, in die DDR-Geschichte. Und wie sehr Verluste nach 1989 für viele eine prägende Erfahrung waren. Zugleich fiel mir auf, dass das Thema für mich lange Zeit biografisch gar nicht so richtig präsent war. Nicht direkt jedenfalls. Wir damals jungen Menschen, ich war 1989 zwölf, gehörten zu denen, die vorwärtsschauten, für die alles neu war. Auch wild. Auch krass. Doch es war unsere Welt und wir hatten Bock drauf. Aber als Gefühl, als Atmosphäre, war das Bittere immer da. Bei den Erwachsenen, in der Familie, bei den Nachbarn, Lehrerinnen, bei den Leuten, die in der Kaufhalle plötzlich an der Kasse saßen (vorher hatten sie einen anderen Job). Bei den Leuten, die an der Kasse vor und hinter mir standen. Es war (all-)gegenwärtig. Und damit zugleich etwas, von dem ich mich fernhalten wollte. Wir damals Jungen waren paternalistisch, in dem wir unsere Eltern und Nachbarn mit ihren Verlusten ließen – ja, wirklich, das war auch ein Akt der Liebe und Zuneigung. Was sollten wir sie drängen? Was wollten wir ihnen erzählen vom neuen, wilden, schönen Leben? So lebten wir nebeneinander und schonten uns gegen-

seitig. Ich glaube, das war okay in der Zeit. Jetzt aber, denke ich, ist es Zeit, sich auch von den Verlusten zu erzählen.

Und noch etwas anderes hat mich bei dem Kapitel beschäftigt. Denn erst jetzt, wo ich selbst erwachsen bin, frage ich mich manchmal, wie heftig es gewesen sein muss, wenn alles, was Du gemacht hast, gelebt hast, was für Dich wichtig war und echt und richtig, wenn auch kompliziert und beschränkend und erdrückend, wenn all das innerhalb kurzer Zeit nicht mehr gilt. Als Erwachsene mit einem Leben hinter mir, mit Kindern, mit einer Wohnung, mit Dingen, die mein sind, mit gewachsenen Vorstellungen von Welt, da verstehe ich Verlust besser. Wie ist das bei Dir?

Jonas: Als die DDR verschwunden ist, sagen wir mal zum Beitritt 1990, war ich ja erst super sweet one Jahr alt. Insofern hab ich da jetzt keine direkte Verlust Erfahrung. Außer vielleicht, dass es dann keine wiederverwendbaren Baumwollwindeln mehr für mich gab. Aber im Ernst: Das mögen andere, auch wenn sie ebenso keine bewusste Erinnerung an die DDR haben, für sich anders beschreiben. Für mich ist das aber eher eine Frage transgenerationaler Prägung – die ernst zu nehmen ist, aber vielleicht auch nicht immer gleich traumatisch sein muss.

Für mich wurde bei der Arbeit am Buch etwas anderes interessant, nämlich das Schreiben über Erfahrungen, die ich eben nicht selbst gemacht habe. Das galt vor allem für die Arbeit an dem Kapitel zur »Einheit« als ethnokulturellem Projekt, weil es hier auch viel um Rassismuserfahrungen geht, die ich selbst nicht machen musste. Dabei denke ich, dass es schon Sinn machen kann, über Dinge zu schreiben, die man selber nicht kennt. Aber man hat dann eine Verantwortung zur Sensibilität für Betroffenenperspektiven und dafür, wie man in diesem Machtverhältnis selber drinsteckt.

So schwierig das manchmal sein kann, Perspektivwechsel sind wichtig und haben potentiell was Voranbringendes. Dazu eine Story

von einem Konzert 2023 in Leipzig. Microphone Mafia aus Köln waren zu Gast. Kutlu Yurtseven, eines der beiden Gründungsmitglieder und Sohn türkischer Migrant:innen, meinte so im Erzählen zwischen den Liedern: Bei einem Auftritt in Magdeburg sei ihm mal aus dem Publikum vorgeworfen worden, dass das übelst Wessi sei, »Magdeburg« mit langem »a« auszusprechen. Und dann witzelte er, als »Wessi« sei er ja noch nie bezeichnet worden, jetzt sei er wohl erfolgreich integriert.

Ich fand das witzig. Und das war möglich, weil er damit ja auch mir als nicht-rassismusbetroffenem DDR-Nachkommen ne Brücke gebaut hat. Zugleich hat die Anekdote auch den ernstesten Kern. Denn, ich sag mal, »Selbstverständlich-Dazugehören« ist für viele in Ost und West eben nicht gegeben.

Für mich kam noch dazu, dass ich persönliche Erfahrungen mit Magdeburg hab und den Impuls aus dem Publikum, den Kutlu da beschrieben hat, verstehen kann. Vor allem zeigt die Story, dass es mit den Zugehörigkeiten immer sehr auf den relativen Standort ankommt. Und darauf, wer in welchem Rahmen zu wem spricht. Ich würde daher sagen, dass es auch ein Anliegen des Buchs ist, solche Standortabhängigkeiten offen zu legen, Vielstimmigkeit zu zeigen und eine weitere, taugliche Austausch- und Diskussionsgrundlage zu legen.

Pop als Türöffner

Anna: Ja, Standortbestimmung, Vielstimmigkeit, Perspektivenvielfalt, wichtige Punkte! Deshalb finde ich es knorke, dass wir neben uns noch andere Stimmen im Buch versammelt haben. Von Leuten aus Musik, Kultur, Literatur, die sich ebenfalls mit den Themen beschäftigen, die uns umtreiben und die durch ihre Antworten auf unsere »3 Fragen an ...« ihre Sicht einbringen. Das macht es vielstimmiger, auch komplexer und damit, wie ich finde, interessanter. An

der Stelle gleich mal einen großen Dank an alle für ihre Offenheit und die Bereitschaft, dabei zu sein!

Darüber hinaus: Perspektivenvielfalt und Vielstimmigkeit entstehen auch durch das Material, mit dem wir arbeiten. Das Material, würde ich sagen, ist dann quasi der dritte Punkt zur Frage, Was machen wir anders? Ich habe in meinen bisherigen Forschungen immer mit klassischen historischen Quellen gearbeitet, mit Akten, Korrespondenzen, Tagebüchern, Material aus der Zeit. Im Forschungsprojekt »Das umstrittene Erbe von 1989« ging es dann um Geschichtskultur, also nicht um die historischen Ereignisse an sich, sondern darum, wie sie im Nachhinein erzählt und interpretiert werden. Besonders reizvoll fand ich, dass es im Projekt nicht um Museen oder Schulbücher ging, sondern um Pop, um populäre Geschichtskultur. Darum, wie in Romanen, Spielfilmen, Musik 1989/90ff. eigentlich dargestellt und gedeutet wird.

Schnell wurde klar, dass es da bemerkenswert vielstimmig zugeht und deutlich heterogener als im offiziellen Erinnerungsdiskurs. Das war faszinierend, auch herausfordernd. Denn hier hatten wir es mit Widersprüchen und Ambivalenzen zu tun, eben nicht (nur) mit Helden- und Erfolgs- beziehungsweise Krisengeschichten. Fürs Buch, erinnere ich mich, war's dann spannend, welche Werke wir auswählen, denn Vollständigkeit ging bei der Fülle nicht. Bei der Auswahl spielte unser persönliches Interesse eine Rolle, so ehrlich müssen wir schon sein. Aber vor allem ging es um aussagekräftige Beispiele. So stehen im Buch Klassiker neben bisher eher weniger bekannten Perlen.

Apropos Perlen: Hattest Du eigentlich ein Türöffner-Werk? Du hast ja am Anfang geschrieben, dass weder in Deiner Familie noch in der Schule der Komplex DDR/89/Wendezeit eine große Rolle gespielt hat. Dann hast Du Dich während des Studiums in Leipzig aber doch intensiv(er) damit beschäftigt. War das die Kraft des Ortes, der »Heldenstadt«? Oder gab es ein Buch, einen Film, einen Song, mit dem Du in das Feld eingestiegen bist?



Ronald Schernikau als Schauspieler Bernd (rechts) in »Banale Tage«, Regie: Peter Welz, 1992 (Videostill)

Jonas: Türöffner im Pop? Da fällt mir spontan nicht das eine Werk ein. Was ich im Aufwachsen mitgegeben bekommen hab und was eine DDR-Geschichte hat, war mir ja lange gar nicht bewusst, so als Ost-Berliner unter Ost-Berliner:innen. Ich sag nur Alfons Zitterbacke, Gerhard Schöne, vielleicht auch Elizabeth Shaw. Für mich war das halt selbstverständlich, genauso wie »Die Sendung mit der Maus« oder Disney-Filme, und nichts »Ostdeutsches«.

Und dann hab ich mir das DDR- und Umbruchsding im Studium ja erstmal über Fachliteratur erschlossen und fands zunächst vor allem wichtig, mich mit kritischen Perspektiven auf »DDR-Bashing« und die Umbruchszeit zu beschäftigen. Hab mal in anderen Kontexten von Herkunftsverstehen gehört, dass so eine affirmativ-identitäre Phase, in der man vor allem erstmal beleidigt ist, wenn »das Eigene« abgewertet ist, gar nicht so selten zu sein scheint.

In den Sinn kommt mir dabei, dass ich in dieser Zeit das Werk von Ronald M. Schernikau unglaublich beeindruckend fand, ins-

besondere die »tage in l.«, erschienen 1989, aus seiner Zeit am Literaturinstitut, zwischen Leipzig, Ost- und Westberlin Ende der 80er Jahre. Diese Perspektive von einem schwulen Kommunisten, der sich bei aller Kritik prinzipiell für den Staat ausspricht, kam mir damals unerhört vor. Einerseits wohl wegen dieser standfesten Fürsprache für dieses Land, die sich für ihn auch viel daran festmacht, wie sich Menschen ohne (ökonomische) Zwänge im Alltag begegnen können. Andererseits schien mir diese Fürsprache bei Schernikau mit einem Eintreten für den Staat, auch für Zensur und Staatsbürgerkunde, zusammenzufallen. Vielleicht war's auch eine kalkulierte Provokation, die mir aber schon damals ein bisschen schräg vorkam. Und vielleicht war die auch deswegen möglich, weil Ronald zumindest in Hinsicht seines Wohn- und Studienortes eine Wahl hatte. Dabei hat Schernikau durchaus ein Gespür für die absurden und dogmatischen Ausprägungen der DDR. Eins meiner Lieblingszitate:

geht eine gruppe von kindergartenkindern durch den wald. zeigt die kindergärtnerin auf ein eichhörnchen und sagt: na, liebe kinder, was haben wir denn da? meldet sich kleinfritzchen und sagt: also erstmal würd ick sagen, det issn eichhörchen, aber wie ich den laden hier kenne, is det wieder lenin oder wer. (Schernikau [1989] 2009, S. 168)

Und Du, was sind Deine Türöffner-Erfahrungen?

Anna: Sehr amüsant, das Zitat! Und zu Deiner Frage: Wenn ich zurückdenke, dann erinnere ich mich, dass bei mir die Kulturangebote, die damals, also frühe Nullerjahre, auf dem Markt kamen, eher Distanz auslösten. »Good Bye, Lenin!« und »Sonnenallee« habe ich nicht im Kino gesehen, »Zimmerspringbrunnen« oder Brussigs »Helden wie wir« damals nicht gelesen. Es hat mich nicht interessiert und ich hatte nicht den Eindruck, dass ich dort etwas erfahren

könnte. Das liegt sicher am Alter (andere Sachen schienen mir wichtiger). Aber es lag auch daran, wie über die Filme und Bücher damals gesprochen wurde, in diesem Modus eines Entweder-Oder. In den Feuilleton-Debatten schien es, als bedienten die Werke vor allem nostalgische Bedürfnisse und wurden dann schnell und reflexhaft als Ostalgie abgelehnt. Ich fand die ganzen Debatten um Ostalgie pro/contra als Mittzwanzigerin mühsam und unergiebig. Sie hatten mit mir nichts zu tun. Zugleich habe auch ich mich in der Uni viel mit DDR-Geschichte befasst, habe von Walter Janka »Schwierigkeiten mit der Wahrheit« (1989), von Irina Liebmann »Wäre es schön? Es wäre schön!« (2008) und von Rolf Henrich »Der vormundschafliche Staat« (1989) gelesen. Ich hatte ein großes Interesse an der Geschichte der DDR, aber das konnte weder an die offizielle Erinnerungskultur noch an diese privaten, (n)ostalgischen Bedürfnisse andocken.

Erst Mitte der Nullerjahre ist für mich die Frage, wie sehr eigentlich der Umbruch 1989/90 auch mich und meine Vorstellungen von Welt geprägt hat, relevanter geworden. Vielleicht hängt auch das mit dem Alter zusammen, damit, dass irgendwann (früher als ich dachte ...) der Punkt kommt, an dem das Zurückschauen wichtiger wird. Aber es hatte auch damit zu tun, dass ich nun einen anderen Zugang zu den Themen hatte – und zwar über Literatur. Das erste Buch, bei dem ich dachte, das sagt mir was, das berührt *meine* Geschichte, war »Als wir träumten« von Clemens Meyer (2006). Darin geht es um eine Gruppe von Freunden im Leipziger Osten am Ende der DDR und in den ersten Wendejahren. Die dichte Beschreibung dieser rauen, aber auch anarchischen Alltagswelt von diesen Kindern, dann Jugendlichen im Umbruch hat mich fasziniert. Die beschriebene Atmosphäre war mir vertraut, dieser Zustand, wenn alle Grenzen gefallen sind und die damit verbundene Freiheit zugleich maßlose Überforderung bedeutet. »Wir sind so frei«, heißt es auch in dem Song »1989« (2012) von Brockdorff Klanglabor, »so frei, dass wir fallen«.

Und von diesem Fallen erzählt auch der Roman. Von einem Fallen, das zugleich ein Rausch ist, resultierend aus dieser spezifischen Zeit, gemischt mit Gewalt, Drogen, Technomusik und erster Liebe.

Für mich persönlich haben seitdem vor allem Romane und ihr Spiel mit facts und fiction immer wieder hervorragend funktioniert, um einen Zugang zu den Themen und der eigenen Erinnerung zu bekommen. In den Romanen fand ich Geschichten, die mich etwas angingen. Hier fand ich Vertrautes und eine Sprache für das Vergangene.

Jonas: Ich musste an der Stelle grinsen, wo Du beschrieben hast, dass erstmals bei Clemens Meyers Romanen was aufgetaucht ist, wo Du das Gefühl hattest: »Ah, der schreibt von mir!«. Also natürlich nicht von mir persönlich und sicher nicht in jeder Hinsicht deckungsgleich mit dem, was die Romanprotagonisten so machen und erleben. Aber im Sinne von »Ich erkenne hier etwas von mir und meinen Erfahrungen wieder«. Mir ging das jüngst sehr ähnlich mit »Nullerjahre« (2022) von Hendrik Bolz und »Weltalltage« (2024) von Paula Fürstenberg – an der Stelle, wo jetzt also auch die Ossi-Millennials mit ihren Romanen die Bühne betreten.

Strudel der Begriffe

Anna: Ossi-Millennials – da musste ich nun wieder schmunzeln. Überhaupt die Frage, wie reden wir eigentlich über »den Osten« – die hat uns ja auch in der Arbeit am Buch umgetrieben. Finde es für das Buch gut, dass wir uns für begriffliche Breite (nicht Unschärfe!) entschieden haben. Also »der Osten« kann neben »ostdeutsch« kann neben »Ossi« stehen. Fand in unseren Diskussionen interessant, dass Du da irgendwie unbelasteter bist als ich. Bei Aus-dem-Osten-Sein kann ich noch mitgehen, aber ostdeutsch und auch Ossi

sind mir als Selbstbezeichnung fremd. Nach wie vor habe ich kein Identitätsbedürfnis als Ostdeutsche. Als Leipzigerin ja, auch als in der DDR oder von mir aus als im Osten sozialisiert, als Europäerin auf jeden Fall. Aber *ostdeutsch* – nein.

Das hängt sicher auch damit zusammen, dass ich die Diskussionen über den Osten in diesem Entweder-Oder-Modus wahrgenommen habe. Und der ging dann eben auch mit begrifflichen Vereindeutigungsversuchen einher. Dieses zum Teil erbitterte Gegeneinander – zwischen jenen, die behaupten, Ossi seien authentischer und ehrlicher, und die behaupten, Nudossi schmecke besser als Nutella, und jenen, die behaupten, die Ossi seien undankbar und demokratieunfähig und die angesichts von Nudossi-Käufen und Kati Witt im Fernsehen die moralische Keule rausholen. Manchmal macht mich das ratlos ...

Jonas: Das verstehe ich. Gerade auch in Bezug auf die Selbstbezeichnungen: Ich würde mich auch nicht als »Ossi« identifizieren, jedenfalls nicht ungebrochen. Und ich hoffe, dass ich das auch nicht bei anderen tue. Aber es wär auch nervig, immer »DDR-sozialisiert« oder »Mensch mit DDR-Familienbiografie« zu sagen. Ich bin da flexibel, es kommt auf Situation und Kontext an. Analytisch finde ich es aber wichtig zu klären, wofür die Begriffe stehen (können), und das machen wir an gegebener Stelle im Buch ja auch.

Ähnlich gilt das für unsere Diskussionen, wie wir eigentlich über 1989/90 sprechen wollen. Am Ende haben wir uns für *Umbruch* entschieden. Weil Umbruch das Zäsurhafte, die sozialen, kulturellen und mentalen Brüche besser fasst als beispielsweise »Wende«. Wende kommt aus der Segelsprache und meint eher einen Kurswechsel als einen Bruch. Viele Leute in meinem Umfeld sprechen ganz selbstverständlich von Wende und ich hab erst später gemerkt, dass das für andere als geschichtspolitische Zumutung gewertet wird, weil der Begriff mit Egon Krenz verbunden wird. Auch im akademischen

Diskurs ist Wende nach wie vor ein Reizwort. Aber »Friedliche Revolution« hat sich im Alltag ebenso wenig durchgesetzt wie der technisch klingende »Transformationsprozess«. Begriffe wie »Anschluss« oder »Kolonialisierung«, die zuletzt verstärkt verwendet werden, sind wiederum stark wertend und analytisch eher zur Beschreibung der Debatte hilfreich als für den historischen Prozess selbst. Klar, die Begriffe sind Teil dieser immer wieder und zum Teil heftig und emotional geführten Debatten um das »richtige« Erinnern. In der Regel hat das bisher aber eher zu Polarisierung geführt als zu Annäherung. Wenn wir von Umbruch schreiben, scheint mir das daher mehr zu sein als nur ein alternativer Begriff. Vom Umbruch zu erzählen ist der Versuch, sich mit einem neutraleren Begriff durchs geschichtskulturelle Minenfeld zu schlängeln, ohne dabei die Bedeutung des Prozesses zu relativieren.

Aber viel wichtiger: die Nudossi-Nutella-Kontroverse. Ich entscheide mich da je nachdem. Wobei das in meinem Fall weniger identitätspolitische Entscheidungen sind als pragmatische: Manchmal nach Geschmack und manchmal danach, wie viel Geld ich in der Tasche hab.

Anna: Ha, pragmatisch, da kann ich mitgehen. Haben übrigens gerade beides im Schrank. Irgendjemand wollte nochmal den Unterschieden hinterherschmecken. Ist dann aber irgendwie aus dem Blick geraten.

1. 1989 ITSELF

Über Flucht und Was-wäre-wenn?,
1989 als umstrittener Erinnerungsort und
Geschichte(n) erzählen

Als [...] die Sonne zum letzten Mal unterging über dem ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden, dem kleinen Scheißland, das aber irgendwie dann doch das unsere war, bezogen wir unsere Posten, deponierten die Munition und hielten uns bereit. (Richter 2015, S. 404)

So heißt es am Ende von Peter Richters Roman »89/90« über eine Jugend in der Umbruchszeit. Mit dem letzten Sonnenuntergang wurde die DDR Geschichte und mit ihr die vielen, sich überschlagenden Ereignisse von 1989/90: Gorbatschow und Solidarność, Wahlbetrug und Paneuropäisches Picknick, »Für ein freies Land mit freien Menschen« und Christa Wolfs Traum vom reformierten Sozialismus, Schabowski erstottert den Mauerfall und Helmut Kohl wird Kanzler der Einheit, die Bild-Zeitung erfindet »Wir sind ein Volk« und die Stimmung auf den Montagsdemos kippt. Ein Verfassungsentwurf wird zu Grabe getragen und die »Allianz für Deutschland« gewinnt die letzte DDR-Wahl. Der Währungsunionsrausch erfasst Ost und West, manche reiben sich die Augen, andere die Hände. Ein Land geht unter, ein anderes verliert sein Gegenüber. Viele Wege führen weg, manche zurück. Hoffnungen,

Enttäuschungen, Widersprüche Schlag auf Schlag. Wer es noch einmal genauer wissen will, kann am Ende des Buches nachlesen.

Diese Ereignisse haben sich bei vielen Ostdeutschen tief in ihre Vorstellung von Welt eingepägt. Diese Prägungen haben sich in den letzten 35 Jahren nicht verwachsen, sondern sind weiter präsent. Die Frage »Warum der Osten anders bleibt« diskutiert der Soziologe Steffen Mau in seinem aktuellen Buch. Dabei geht es ihm darum, zu verstehen oder überhaupt zu sehen, warum im Osten nicht nur manches anders ist, sondern warum es wahrscheinlich anders bleiben wird und warum es gerade deswegen eine Normalisierung statt Skandalisierung oder trotziger Bekenntnishaftigkeit im Reden darüber braucht (vgl. Mau 2024). Den Soziologen interessiert vor allem die Gegenwart, uns als Historiker vor allem die Geschichte und wie diese Geschichte erzählt wird. Es ist nämlich keineswegs so eindeutig. Vielmehr kann sich die Geschichte von 1989/90 unterscheiden – je nachdem, welche Ereignisse und Protagonisten in den Fokus gerückt, welcher Anfangs-, welcher Endpunkt gewählt, wie der Ausgang gedeutet wird: als Erfolg, als Scheitern, als »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama), als Vorgeschichte der Gegenwart (vgl. Doering-Manteuffel u. a. 2016). Schauen wir drei Beispiele an:

Der Mauerfall als Wundererzählung

»Wir sind das Volk. Liebe kennt keine Grenzen« lief 2008 auf Sat.1 und erzählt als Liebesgeschichte und Geschichtsdrama vom Ende der DDR. Der Zweiteiler ist ein Beispiel für ab dem Jahr 2000 beliebte TV-Formate über historische Themen. Groß beworben, gern als Mehrteiler auf ARD, ZDF, ProSieben oder eben Sat.1 wurden sie im Anschluss häufig ergänzt durch Dokumentationen mit Expertinnen und Zeitzeugen. In solchen TV-Events geht es darum, Geschichte dramatisch und spannend zu erzählen und zugleich einen

hohen Anspruch auf Authentizität zu erfüllen. Großen Wert legen die Macher so auf die Recherche im Vorfeld; Historikerinnen werden etwa als Experten herangezogen. Beim Dreh geht es darum, mit möglichst vielen Originalrequisiten an möglichst besonderen Originalschauplätzen zu drehen. Auch die Schauspielerinnen und Schauspieler haben oft einen biografischen Bezug. In »Wir sind das Volk« ist beispielsweise die Hauptdarstellerin Anja Kling selbst wenige Tage vor Mauerfall über die Tschechoslowakei nach Bayern geflüchtet. Inhaltlich arbeiten viele dieser Formate mit der Betonung von Gefühlen wie Verlust und Angst. Sie sind inszeniert entlang von Dichotomien wie Täter/Opfer, Recht/Unrecht sowie von moralischen Kategorien wie Gut und Böse (vgl. Lüdecker 2015).

In »Wir sind das Volk. Liebe kennt keine Grenzen« geht es um die Geschichte von Katja, die mit ihrem Sohn im Sommer 1989 über Ungarn aus der DDR fliehen will. Vorausgegangen ist ein tragischer Fluchtversuch über die Berliner Mauer einige Jahre zuvor, bei dem es ihr Freund in den Westen schaffte und ihr Bruder getötet wurde. So dramatisch bereits der Beginn. Flucht, Mauertote, Unrechtsstaat sind Ausgangspunkte der Erzählung, die ersten Minuten des Films sind unterlegt mit dramatischer Musik. 1989 sieht Katja dann die Möglichkeit, über Ungarn in den Westen zu fliehen. Sie macht sich mit ihrem Sohn auf den Weg, aber nichts läuft, wie es soll. Die netten Leute im Nachbarzelt in Ungarn entpuppen sich als eiskalte Stasispitzel, der Sohn geht bei der Flucht verloren und kommt allein im Westen an. Katja wird von der Stasi verhaftet und kommt in das berüchtigte Gefängnis in Hohenschönhausen. Dort wird sie von einem Stasi-Offizier massiv unter Druck gesetzt, der an Informationen über ihren Lebensgefährten gelangen will. Der arbeitet seit seiner Flucht als Fernsehjournalist und will auf die Repressionen in der DDR aufmerksam machen. Als Katja den Druck in Haft nicht mehr aushält, versucht sie sich das Leben zu nehmen. Sie überlebt und wird kurz vor Mauerfall in den Westen freigekauft, wo sie